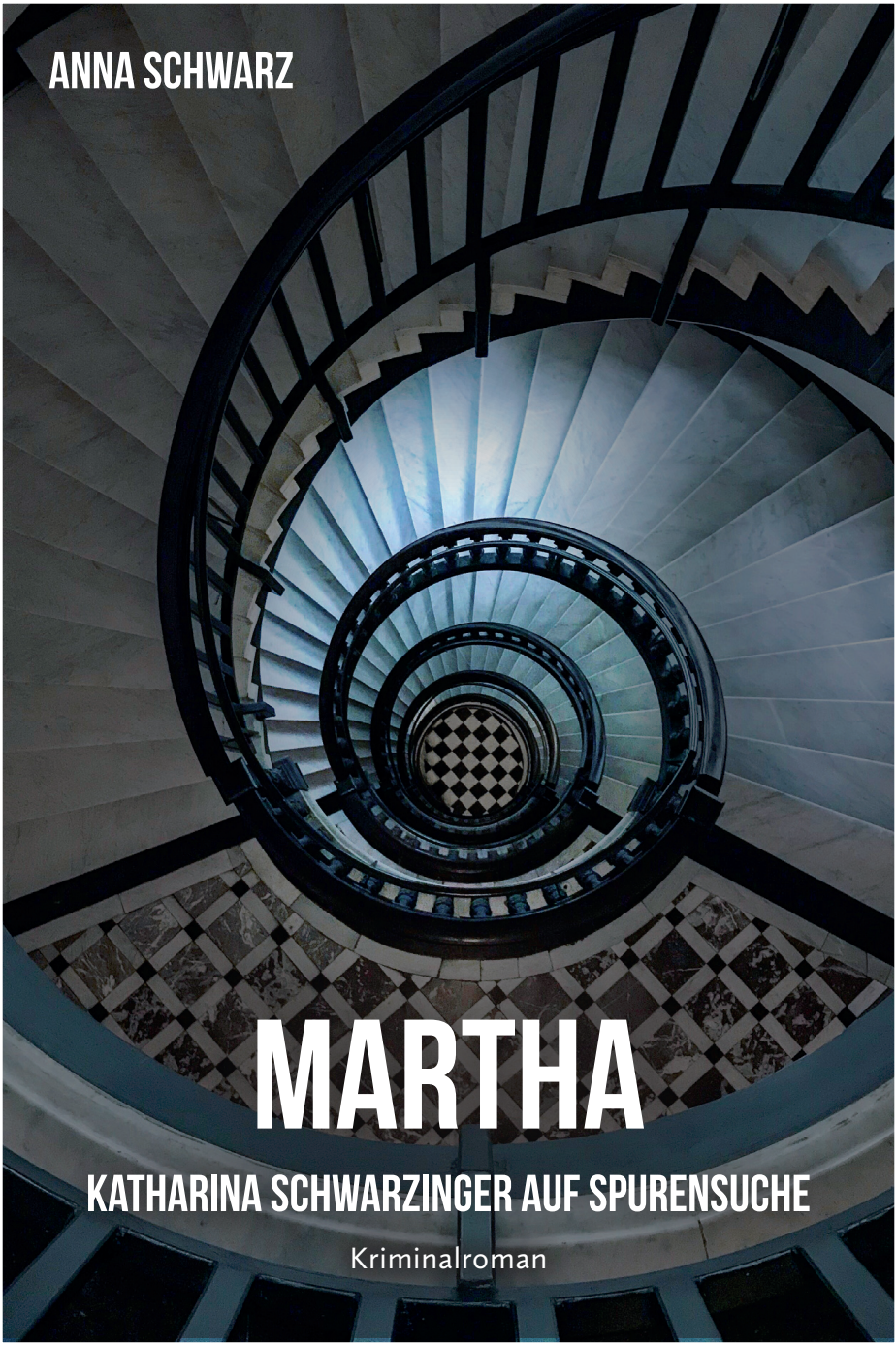




ANNA SCHWARZ

MARTHA

KATHARINA SCHWARZINGER AUF SPURENSUCHE

Kriminalroman

KREMAJR & SCHERIAU

ANNA SCHWARZ

MARTHA

KATHARINA SCHWARZINGER AUF SPURENSUCHE

Kriminalroman

KREMAYR & SCHERIAU

Dieser Text enthält Inhalte zu Gewalt und körperlichen Verletzungen, die für manche Leser*innen belastend sein können.

Ich höre noch immer dein schelmisches Lachen durch das Amtsgebäude hallen, wenn ich ganz still an meinem Schreibtisch sitze und die Parteien bereits das Haus verlassen haben.

Ich vermisse dich, mein Freund. Ich werde dich mein ganzes Leben lang nicht vergessen.

*Für Mick,
der vor Beendigung dieses Buches verstorben ist und nie gelesen
hat, was ich über ihn geschrieben habe.*

Ich hoffe, du vergibst mir ...

Jetzt ist es endlich still. Friede. Nichts mehr, was stört. Keine Kälte mehr, die einem wie elektrischer Strom den Rücken emporkriecht bis ins Genick. Keine Hitze mehr, die von der Magengrube aufsteigt bis ins Gehirn, dann auf die Ohren übergreift und sich schließlich als Panik demaskiert, die dir den Atem raubt, weil sie sich um deinen Brustkorb schnürt und deine Lungen nur noch flach atmen lässt. Kein Zorn mehr, der dich unkontrolliert und ungeschickt handeln lässt, der verhindert, dass die Ratio endlich die Oberhand gewinnt. Nichts von all diesen Zuständen mehr, nur noch völlige Stille.

1

„Auch nicht schlecht!“,

stolperten die Gedanken laut aus Katharina Schwarzingers Mund, als sie mit dem Dienstwagen in die kleine Gasse im vierten Bezirk einbog. Einige prachtvolle Gebäude befanden sich auf dem kleinen Platz, der einer Sackgasse glich. Zwischen Fahrbahn und Gehsteig waren auf einem breiten Grünstreifen, der eigentlich gar nicht grün, sondern eher goldbraun war, Platanen gepflanzt worden, die allesamt bereits schlechtere Zeiten gesehen hatten. Das Haus mit der Nummer 7 machte sich in der Mitte des Platzes breit. Katharina vermutete, dass es sich um einen Bau aus der Neorenaissance handelte, musterte es genauer und blickte die beeindruckende Fassade hinauf bis in den Himmel. Nachdem die letzten Dunstfetzen die Stadt verlassen und sich in Nichts aufgelöst hatten, zeigte sich dieser mittlerweile zartblau getupft.

Das Wohnhaus hatte eine Ähnlichkeit mit dem Palais Hansen am Schottenring, in dem sich seit 2013 ein Fünf-Sterne-Hotel befand. Ihr kam der Gedanke, dass dort zur Jahrhundertwende die Polizeidirektion Wien untergebracht gewesen war. Mit einem tiefen Seufzer, der sowohl von Neugier als auch von einem Quäntchen Respekt geprägt war vor dem, was kommen mochte, betrat sie das Haus.

Ihre Kollegen waren umsichtig genug und hatten eine Restmülltonne vor die schwere Eingangstür geschoben, um diese offen zu halten. Dafür war sie dankbar, denn nichts hasste sie mehr, als an einer Altbaufassade nach der richtigen Türglocke suchen zu müssen.

Die Bewohner solcher Häuser blieben in der Regel gerne unter sich und scheuten sich deshalb davor, ihre Namen auf ein für alle gut sichtbares Schild drucken zu lassen.

Katharina betrat das Gebäude. Die hohen Wände des Treppenhauses vereinten sich in einem spitzbogig zulaufenden Gewölbe und ließen den Korridor schmaler erscheinen, als er tatsächlich war. Kurz überlegte sie, weshalb der Architekt wohl gezwungen gewesen war, einen Kompromiss einzugehen, der diese ungewöhnliche bauliche Maßnahme erzwang. Bis auf Schulterhöhe waren die Wände weiß verfliest und deren Abschluss bildeten glänzende Ornamente maurischen Einflusses, wie sie aus der Werkstatt sizilianischer und portugiesischer Keramiker stammten. Von der gewölbten Decke hingen zwei gewaltige alte Leuchter aus Messing und mattweißem Glas. Katharina bewunderte den geschmackvollen Stil vergangener Zeiten.

Ein Geruch nach Kalk oder Zement, den sie mit dem von frischem Beton auf einer Baustelle assoziierte, stieg ihr in die Nase.

Am Boden waren Zementfliesen verlegt. Einige von ihnen fehlten oder waren bereits ausgetauscht worden. Die Zeichen der Zeit waren hier deutlich sichtbar.

Am Ende der Eingangshalle wand sich eine breite, von einem grün lackierten Schmiedeeisengeländer eingefasste Treppe mit abgetretenen Steinstufen in die oberen Etagen. Von weitem war eine leise Stimme zu vernehmen. Jemand telefonierte am Gang, vermutlich in der „Bel Etage“.

Völlig eingefangen von der Geschichte dieses Hauses begann Katharina den Aufstieg zum Tatort.

Seit sie vor sieben Jahren begonnen hatte, als Ärztin für die Wiener Polizei zu arbeiten, hatte sie schon manch beeindruckendes Haus betreten. Beeindruckend in vielerlei Hin-

sicht. Mittlerweile blieb keine Autofahrt durch die Großstadt ohne Erinnerung an das eine oder andere Ereignis in einem dieser Häuser mit seinen Bewohnern und deren Tragödien. Schöne Erlebnisse hatte man als Polizeiarztin leider nur sehr selten. Wenn doch, so waren das Begegnungen mit Menschen, die es schätzten und dankbar waren dafür, dass man Lösungen für jene ihrer Probleme anbot, für die sich bisher niemand zuständig zeigte.

Bevor Katharina den Job in Wien angenommen hatte, war sie in einem Landkrankenhaus als Notärztin tätig. Das war schon immer ihr Traumberuf gewesen und der eigentliche Grund dafür, weshalb sie Medizin studiert hatte. Nachdem sie und ihr Mann Oskar jedoch ihren ersten Sohn – Konrad – bekommen hatten, wurde es organisatorisch bald ein wenig herausfordernd. Ihre Anstellung im Krankenhaus war mittlerweile für die ganze Familie zur Belastung geworden. Monatlich war sie für mindestens neun Dienste eingeteilt und das waren in Summe mehr als 230 Arbeitsstunden. Ohne Kinder und in jungem Alter war das kein Problem, aber mit Kindern war es ein ganz gewaltiges. Katharina und ihr Mann, der als Anästhesist und Intensivmediziner ebenfalls im Krankenhaus arbeitete, mussten sich Woche für Woche so organisieren, dass abwechselnd immer ein Elternteil außer Dienst ging, um den Buben zu versorgen. Zwischenzeitlich kümmerten sich auch die Oma oder der Opa um ihr Enkelkind. Als dann jedoch Valentin und Theo folgten, wurde die Situation nahezu untragbar und sie erkannten bald, dass sie ihr Leben neu auszurichten hatten. Katharina kündigte, arbeitete ab sofort zwanzig Stunden pro Woche in der Ordination eines Kollegen mit und machte zudem gelegentlich Notarztdienste in einer Ambulanz. Zwanzig Wochenstunden waren genau richtig, davon war sie damals überzeugt. Ihre Kinder und ihr Mann schätzten es, dass sie mehr Zeit für die Familie hatte. Sie be-

gann einen Gemüsegarten anzulegen, einzukochen und zu backen. Finanziell zeichnete sich die neu gewonnene Lebensqualität jedoch durch einen nach und nach sinkenden Kontostand ab. Was aber eigentlich fast noch wichtiger war: in ihr wurde der Wunsch nach etwas Neuem immer stärker. Also begann sie die Stellenausschreibungen für Ärzte zu durchstöbern. Nachdem sich in den frühen 2000er-Jahren die Studienordnung geändert hatte und sich der Arbeitsmarkt für Ärzte aufgrund der Überalterung geburtenstarker Jahrgänge öffnete, waren beeindruckend viele Stellen ausgeschrieben. Unter vielen uninteressanten Angeboten entdeckte Katharina jenes der Sicherheitsdirektion Wien. Die Behörde suchte Polizeiamtsärzte und -ärztinnen. Katharina war mit dieser Tätigkeit ein wenig vertraut, denn vor dem Turnus hatte sie ein Praktikum bei einem Kollegen absolviert, der nebenberuflich Polizeiamtsarzt war. Auch die Fächer Gerichtsmedizin und Psychiatrie hatten Katharina während des Studiums sehr interessiert, und so bewarb sie sich kurzerhand für den Job.

Als sie dann nach dem Musterungsverfahren angerufen wurde und man ihr mitteilte, dass die Wahl auf sie gefallen sei, überlegte sie nicht lange und sagte zu. Die Arbeitszeiten erschienen perfekt, um Familie und Beruf unter einen Hut bringen zu können und die Bezahlung passte auch. Als jemand, der Abwechslung und Bewegungsfreiheit mochte, wäre sie in der Ordination über kurz oder lang ohnehin nicht glücklich geworden. Damals konnte sie sich noch nicht vorstellen, was der neue Job für sie bedeuten würde. Bald aber sollte sich zeigen, wie herausfordernd und spannend die neue Tätigkeit war.

„Guten Tag, Frau Doktor!“, begrüßte sie ein junger uniformierter Polizist, als sie den Gang im ersten Stock betrat. „Man erwartet Sie schon.“

„Wer ist denn da?“, fragte sie ein wenig schnaufend und ohne stehenzubleiben den jungen Mann, den sie namentlich zwar nicht kannte, aber schon öfter gesehen hatte.

„Kramer und Schneider“, antwortete der Inspektor, „und die Juristin ist neu, die kenn’ ich nicht.“

„Aha! Danke schön!“

Im Vorbeigehen reichte sie dem Uniformierten die Hand. Die Wohnungstür stand weit offen. Sie trat ein.

Im Eingangsbereich der Wohnung war es dunkel. An den Wänden standen massive Holzmöbel und auf den ersten Blick wirkte alles penibel aufgeräumt. Sie nahm einen ihr gut bekannten Geruch wahr, der sie an das Haus ihrer bereits vor Jahren verstorbenen Tante Elisabeth erinnerte. Es roch nach altem, imprägnierten Holz und nach Teppichgarn. Katharina hielt kurz inne und erinnerte sich an früher. Die Lisi-Tante hatte diese schöne große Veranda, auf der es ab dem Spätherbst intensiv nach eingelagerten Birnen, Quitten, Nüssen und Äpfeln roch, ein Geruch, der sich oft in einer zarten Note bis zum späten Frühjahr hielt und der kurz vor Weihnachten Gesellschaft vom vanillezuckerdominierten Aroma der Weihnachtsbäckerei bekam. Energisch entriss sie sich ihrer Tagträume, indem sie die Geruchserinnerung mit Naphthalin, das die Nerzmäntel der Lisi-Tante vor Motten schützen sollte, abrundete, schmunzelte, und zu Boden blickte. Das Wohnzimmer war mit Orientteppichen ausgelegt. Einer davon sah noch relativ neu aus. Sie ging weiter und gelangte vom Vorraum durch eine geöffnete doppelflügelige Tür in das Speisezimmer. Dort warteten schon mehrere Personen auf sie. Einige von ihnen unterhielten sich leise. Katharina erkannte die Kriminalbeamten Kramer und Schneider, die rechts im Raum standen, und begrüßte sie zuerst. Danach stellte sie sich der jungen, großgewachsenen Juristin vor, die neben den Kriminalbeamten stand und ihre langen blonden Haare

zu einem unter der Tellerkappe hervorstechenden Pferdeschwanz zusammengebunden hatte. Ihr Name war Albiner, gleichlautend wie jener Katharinas Nachbarin. Leicht zu merken. Am Ende eines langen Esstisches, auf dessen weißer Spitzentischdecke ein schwerer fünfflammiger Kerzenleuchter stand, hielten sich zwei Uniformierte im Hintergrund. Katharina kannte die beiden nicht und nickte deshalb nur grüßend in ihre Richtung. Im Raum anwesend waren auch zwei ihr unbekannte Frauen. Die jüngere von beiden kam auf Katharina zu und begann auf sie einzureden.

„Grüße Sie. Ich nehme an, Frau Kollegin? Ich bin die Hausärztin von Herrn Schönberg und seiner Mutter. Mein Name ist Monika Grubwinkler“, sagte sie mit ruhiger, tiefer Stimme.

Ohne die Erwiderung des Grußes abzuwarten, setzte sie fort: „Gestern habe ich ihn noch gesehen, weil es ihm schon seit zwei Wochen wieder schlechter ging. Er hat mich regelmäßig in meiner Ordination aufgesucht. Bei seiner Psychiaterin war er auch, die hat ihm wieder Substitol als Drogenersatz verschrieben, obwohl er eigentlich keine Substitutionsmedikamente mehr nehmen wollte.“ Katharina vermutete, dass die Hausärztin annahm, sie sei bereits über Einzelheiten informiert.

„Einen Moment bitte!“, nützte sie eine kurze Verschnaufpause, die die etwa 55-jährige Frau einlegte, hob die Hand, und mit einer Drehung zu Kramer fragte Katharina:

„Können Sie mich bitte aufklären, Herr Chefinspektor?“

„Ja, wenn ich dazu kommen würd', hätt' ich das schon gemacht“, antwortete dieser mit einem kritischen Seitenblick auf die Hausärztin, die ein wenig irritiert stehenblieb und endlich den Mund hielt.

„Also, wir haben eine männliche Leiche, vierunddreißig

Jahre alt. Es handelt sich um Wilhelm Schönberg, den Sohn von Frau Schönberg, der Eigentümerin der Wohnung.“

Er zeigte auf die ältere Dame, die ursprünglich neben der Hausärztin gestanden war, sich in der Zwischenzeit aber hingesetzt hatte. Katharina nickte der Frau zu.

„Laut Mutter war er in den letzten zwei Wochen sehr aggressiv und unruhig. Er war drogenabhängig, hatte aber einen Entzug hinter sich, naja, eigentlich mehrere, aber den letzten vor zwölf Wochen. Gestern war er dann deshalb bei seiner Psychiaterin, Frau Doktor Leonie Waldner“, er las den Namen von seinem Notizbuch ab, „und die hat ihm angeblich gegen die Unruhe wieder Substitol verschrieben, sagt die Frau Doktor. Für das Wochenende hat sie ihm tausendzweihundert Milligramm des Morphins mitgegeben.“

Katharina unterbrach ihn.

„Eintausendzweihundert für drei Tage, das ist nicht viel. Vierhundert Milligramm am Tag.“

Sie überlegte und setzte dann fort: „Falls er jedoch nach dem Entzug die ganze Ration auf einmal genommen hat, könnte ihm das schon zugesetzt haben, denn dann sind die Morphinrezeptoren wieder heruntergefahren. Na, wie auch immer. Entschuldigen Sie. Erzählen S' bitte weiter.“

„Als er nach Hause kam, gestern um siebzehn Uhr, war er ruhig und freundlich, sagt die Mutter, er habe ihr sogar von seinem letzten Geld Blumen gekauft.“

Er zeigte auf eine Orchidee, die am Fensterbrett stand.

„Von seinem letzten Geld? Warum betonen Sie das so?“, fragte Katharina.

„Er hatte aufgrund seiner Polytoxikomanie einen Erwachsenenvertreter“, erwiderte der Kriminalbeamte. Katharina wollte zum Reden ansetzen, da warf Schneider, der jüngere der beiden Kriminalbeamten, ein: „Seit zwei Jahren. Falls Sie das fragen wollten.“

„Können Sie Gedanken lesen, Herr Kontrollinspektor?“, lächelte Katharina ihn an.

„Und wer ist der Sachwalter?“

„Ein gewisser Magister Linemayer, Rechtsanwalt in Mödling.“

„Einmal was Neues, keiner von den üblichen.“

Kramer nickte zustimmend und fuhr mit seiner Schilderung fort: „Um zwanzig Uhr haben Herr Schönberg und seine Mutter noch gemeinsam zu Abend gegessen, dann ist er auf sein Zimmer gegangen. Heute um elf hat sie nach ihm gesehen, weil sich nichts gerührt hat, da war er bereits tot.“

„War die Rettung da?“

„Nein, die Mutter hat die Hausärztin geholt“, antwortete Schneider.

„Frau Doktor Grubwinkler hat den Tod festgestellt und die Bestattung verständigt. Die haben die Beschauärztin geschickt. Frau Doktor Siegl.“

Kramer hatte für diese Auskunft erneut seine Notizen zu Hilfe nehmen müssen.

„Die hat die Todesumstände hinterfragt und die Polizei involviert.“

„Verstehe! Wo ist der Tote?“

„In seinem Schlafzimmer.“

Der ältere der beiden Kriminalbeamten deutete dabei auf eine weiße doppelflügelige Tür zu seiner Rechten. Katharina öffnete die Tür und blickte kurz in den Raum. „Wurde er so aufgefunden, wie er daliegt?“

„Ja. Im Bett und zugedeckt“, Kramer kratzte sich am Kinn, das machte er oft.

„Habt’s schon fotografiert?“, wendete sich Katharina Schneider zu. Er war bei ihren vorangegangenen Begegnungen immer der Mann für die Fotos gewesen. Früher hatten alle Kriminalbeamten einen Tatortfotografen mit; jetzt kam das

nur noch vor, wenn das Bundeskriminalamt ausrückte oder die Fremdenpolizei. Zu Dokumentationszwecken.

„Ja, so weit sind wir fertig.“

„Gut, dann gehen wir, wenn's recht ist.“

Sie drehte sich zur Hausärztin und der Mutter des Verstorbenen um. Die Mutter war bisher schweigend am Ende des Esstisches gesessen. Katharina erklärte ihnen, was als Nächstes passieren würde.

„Frau Schönberg, wir werden jetzt die Leiche Ihres Sohnes kommissionieren. Ich werde ihn untersuchen, um danach feststellen zu können, ob ein Selbstmord oder Fremdverschulden vorliegen könnte oder auszuschließen ist, weil die Frau Doktor Siegl ihn unter den bekannten Umständen nicht ohne Weiteres freigeben darf. Wenn Substanzmissbrauch oder eine zeitnahe ärztliche Behandlung vorliegt, ist eine Beschau durch die Kommission eigentlich unumgänglich. Sollten wir Anzeichen dafür finden, dass es sich um eine nicht natürliche Todesursache handelt, würde unsere Kommissionsleiterin“, sie deutete auf die Juristin, „der Staatsanwaltschaft eine gerichtsmedizinische Obduktion empfehlen. Diese Vorgehensweise ist also durchaus üblich. Wir möchten Sie bitten, so lange hier zu warten, bis wir mit unserer Arbeit fertig sind.“

Die Angehörige nickte und richtete ihren Blick auf ihre Hausärztin. Diese wiederum schien ein wenig verstört zu sein. Vermutlich hatte sie erwartet, der Beschau beiwohnen zu können, oder machte sich Sorgen, weil sie die letzte war, die ihn behandelt hatte. Kunstfehler konnte man aber sowieso fast nie nachweisen.

Bevor die Kommission ins Schlafzimmer von Wilhelm Schönberg verschwand, rief die Hausärztin noch hinterher: „Ach, dass ich's nicht vergesse! Ich habe Herrn Schönberg gestern noch Blut abgenommen, weil es ihm ja so schlecht ging. Ich dachte, vielleicht hat er eine Schilddrüsenüberfunktion.“

„Wo haben Sie ihn denn gestochen?“

„In der linken Ellenbeuge.“

Katharina bedankte sich für die Information und zog nun endgültig die Tür hinter sich zu.

„Das ist ihr aber grade noch eingefallen“, dachte sie sich.